

Eine Theaterprobe.

Plauderei von Oskar Blumenthal.*

Ich erinnere mich noch heute über ein Menschenalter hinweg genau an die erste Theaterprobe, die ich als Bühnenschriftsteller mitgemacht habe.

Ich hatte einen recht locker gefügten Schwanz geschrieben, dessen Titel selbst den ältesten Theaterbesuchern längst aus dem Gedächtnis entglitten ist.

Dem Stücke lag der Entwurf eines holländischen Landarztes zu Grunde, der mich durch die Ueberföndung von Krabben, Semascheln und holsteinischen Bauernschinken bei meiner Arbeit ungemein angeregt hat.

Die erste Bühne einer Hofstadt hatte sich bereit erklärt, das Stück auf die Szene zu führen, und mich eingeladen, der Aufführung und den Proben beizuwohnen.

Auf meine Anfrage, wann ich eintreffen sollte, erhielt ich von dem Regisseur das folgende Schreiben: „Lieber Doktor! Wir freuen uns alle, daß Sie uns Ihre Hilfe bei der Einübung Ihres Wertes leihen wollen.“

Nur wäre es gut, wenn Sie nicht früher kommen, als bis das Wert einigermaßen steht. Die Schauspieler müssen erst fertig werden und mit den Stellungen vertraut sein, wenn Sie einen halbwegs richtigen Eindruck gewinnen wollen.

Die Stellen, bei welchen die Herrschaften noch aus ihren Rollen ablesen, würden auf Sie als Autor nur einen niederschlagenden Eindruck machen. Lassen Sie uns also während der ersten drei Proben allein arbeiten und kommen Sie dann zu uns, damit wir allen Ihren Wünschen und Winken Gehör schenken können.

Ich folgte gewissenhaft dieser freundlichen Einladung, an den ersten drei Proben tagen zu Hause zu bleiben. Als ich zur vierten Probe eintraf, wurde ich von allen Seiten herzlich willkommen geheißen und vom Regisseur über eine kleine madelige Holzstreppe, die von der Bühne aus in das Parkett führte, mit den Worten heruntergeleitet:

„Nun setzen Sie sich neben mich, lieber Doktor. Nehmen Sie hier diesen Notizblock und schreiben Sie alles auf, was Ihnen etwa auffallen sollte.“

hinunter. Beschönigend fügte er hinzu: „Nach dem nächsten Akt haben wir einen großen Umbau. Da werden Sie Zeit finden, alles zu sagen, was Sie auf dem Herzen haben.“

In der That gelang es mir, einen ganz kleinen Theil meiner Notizen während des Zwischenaktes zur Geltung zu bringen. Nur konnte es nicht auf der Bühne geschehen, die durch den Umbau in Anspruch genommen war. Ich mußte mir die Darsteller einzeln, theils in den Garderoben, theils im Konversationszimmer aufsuchen, und bei dem Komiker, der die Hauptrolle spielte, einem recht unbedeutsamen Herrn von hohem Selbstgefühl, konnte ich nur im Frühstücksbüffet im Tunnel für einige Sekunden eine Audienz erlangen.

Ich kann nicht behaupten, daß meine mit der Schüchternheit und diplomatischen Vorsicht des Anfängers vorgetragenen Wünsche bei meinen Darstellern eine besonders willige Aufnahme gefunden haben. Schon damals habe ich begonnen, mir einen Katalog der ständigen Redewendungen anzulegen, mit welchen die Winte der Autoren von den Schauspielern beantwortet zu werden pflegen.

Einige von diesen Wendungen sind trotz des Wandels der Zeiten bis heute nicht aus dem Theatertreiben verschwunden. Bei dem Wunsch nach schärferer Pointurung: „Aber wir können doch nicht jedes Wort unterstreichen!“

Bei dem Verlangen nach diskreterer Farbgebung: „Sie kennen unser Publikum nicht. Man muß ihm jeden Scherz in den Mund schmieren.“

Bei der Warnung vor dem Leisepfechten: „Mein Gott, man kann doch nicht bei jedem Ton auf das Pedal treten!“

Bei der Warnung vor zu lautem Sprechen: „Wollen Sie denn, daß ich mein Temperament ganz unterbrüde?“

Und vor allem die Verkräftung, die bei jedem Hinne's auf eine textliche Verfümmelung noch heute erfolgt, wie vor dreißig Jahren: „Seien Sie unbesorgt! Am Abend kommt alles richtig!“

Im Vollbewußtsein meiner Ueberflüchtigkeit schlich ich damals durch den Bühnenausgang wieder nach Hause und entschloß mich, keine Korrekturen an den Darstellern mehr zu verfehlen, sondern nur noch Verbesserungen im Wortlaut des Stückes vorzunehmen, das mir im mündlichen Vortrag durch die Schauspieler allerlei Schwächen und Weisheitsfugeln entbült hatte.

Die Furcht, mißverstanden zu werden — diese so charakteristische Schwäche aller Anfänger — hatte mich zu vielerlei Längen verführt, die ich mit dem Hellemuth der Selbstherrlichkeit aus dem Stück zu entfernen suchte. Sie und da mußte ich auch neue Uebergänge einfügen, um den Zusammenhang lückenlos wieder herzustellen.

Als ich am andern Tage die Ergebnisse meiner opfervollen Arbeit dem Regisseur und den Schauspielern mittheilte, erregte ich einen Aufschrei des Entsetzens: „Was denn? Zwei Tage vor der Aufführung sollen wir noch umlernen? Unmöglich!“ so riefen die Schauspieler. Der Regisseur bestätigte: „Sie bringen die ganze textliche Grundlage der Vorstellung ins Schwanken, wenn Sie jetzt noch, vierundzwanzig Stunden vor der Generalprobe, Änderungen verlangen.“

Das mußten Sie uns in der ersten, zweiten oder dritten Probe sagen.“

„Aber diesen drei Proben bin ich doch auf Ihren eigenen Wunsch ferngeblieben. Sie erklärten damals, daß es zu früh wäre.“

„Jetzt ist es zu spät!“

Ich mußte mich fügen und konnte mir nur zu meiner eigenen Belehren in mein Notizbuch schreiben, daß der Autor eines Bühnenvortes auf den ersten Proben nicht erscheinen soll, weil es zu früh ist, auf den letzten aber nichts ändern darf, weil es zu spät ist, und daß somit das Räthsel noch nicht gelöst ist, wann ein Bühnenschriftsteller, der an der Einübung seines Wertes theilnehmen will, zur richtigen Zeit kommt. Nur in der letzten Stunde zog ich noch den Komiker auf die Seite und raunte ihm mit der äußersten Vorsicht ins Ohr:

„Sie haben mich heute durch eine Betonungsnuance übertrübt, die bei den vorigen Proben gefehlt hatte. In dem Satz, wo von dem Schwere des Damokles die Rede ist, haben sie heute den griechischen Namen auf der zweiten Silbe betont: Dam o h les!“

doch in einem Punkte meinen Wünschen entsprochen hatte.

Das Loos.

Humoreske von A. R o s s e.

Beim Oberwirth ging es sehr lebhaft zu. War auch kein Wunder, denn der Hauptgewinn der Landeslotterie war in das kleine Dörfchen gefallen und hatte einen in bescheidenen Verhältnissen lebenden Bauern reich gemacht. Was den Glücksfall noch besonders interessant erscheinen ließ, war der Umstand, daß der Stöckerbauer, der glückliche Gewinner, das Loos am Tag vorher von einem Loos-händler unentgeltlich zugekauft erhielt. Seine Frau, die allein zu Hause war, bezahlte die 3 Mark 50 Pfennig Nachnahme, ohne zu wissen, was in dem Brief sei.

Als dann der Bauer heim kam und in dem Korb ein Loos fand, gab es ein tüchtiges Donnerwetter, und es fehlte nicht viel, so hätte er seine Frau geschlagen. Seine Aufregung läßt sich erklären, wenn man bedenkt, daß das Geld im Stöckerhof ziemlich rar war und außerdem die Steuer vor der Thür stand, so daß ein Ausfluß von 3 Mark 50 Pfennig „für nir und wieder nir“, wie der Bauer schimpfte, sich sehr fühlbar machte. Nun, bezahlt war eben bezahlt, und am folgenden Tage kündigte dem immer noch fuchtelwilden Bauern ein Telegramm den Hauptgewinn an — was er aber so lange für Unfug hielt, bis ihm heute das schöne baare Geld ausbezahlt worden war.

„Ja“, meinte der Oberwirth zu den Bauern, „as Glück is amol so; i' weil“, wenn der Stöckerbauer net so geschimpft hätt' und mit aller G'walt dös Loos net hätt' hab'n wollen, nacha hätt' s' sicher nir g'monna; aber so is as Glück g'rad' mit Fleiß zu eahm komma.“

Das lautete den Bauern, die ja für Aberglauben sehr empfänglich waren, ganz gut ein, und besonders der reiche und geizige Einöckler Schwandner wünschte sich gar nichts schlimmer, als daß auch ihm ein Loos zugeschiedt würde. Am Donnerwetter und dem „glückbringenden“ Sträuben wollte er es nicht fehlen lassen.

Nun, wenn ein solcher Gewinn in ein Dorf fällt, lassen die Loosbändler diese günstige Gelegenheit nicht vorbegehen, um den noch unter dem gewaltigen Eindruck stehenden Bewohnern schleunigst Lose aller Art aufzuhängen, ohne daß jedoch in absehbarer Zeit die Glücksgöttin wieder dort eintreht.

So brachte denn eines Tages der Postbote ins Haus vom Schwandner einen Nachnahmebrief von 4 Mark. Obwohl die allein anwesende Frau nur zu gut wußte, wie geizig ihr „Alter“ war, und sie nie wagte, ohne sein Wissen etwas auszugeben, glaubte sie diesmal doch eine Ausnahme machen zu dürfen, zumal ihr Mann seit dem Gewinn des Stöckerbauern einige diesbezügliche Andeutungen gemacht hatte.

So zahlte sie denn die 4 Mark. Als der Bauer Abends vom Felde zurückkam, gab die Geshwandnerin ihm den Brief, ohne anfangs zu sagen, daß sie 4 Mark dafür bezahlt habe. Er öffnete den Umschlag und zog ein Loos hervor, Nummer 99038. Die Ziehung sollte am nächsten Tage sein. Momentan war er sprachlos; sein lang gehegter Wunsch war nun erfüllt, und er sah sich schon im Besitze des Hauptgewinnes. Doch auch die glückbringende Vorbedingung vergaß er nicht und begann ein fürchterliches Donnerwetter.

„Natürlich, Du hast das Schundpapier zahlt!“ — „Ja“, sagte die Frau zitternd, „4 Mark hat's loht“, aber...“ Weiter kam sie nicht, denn der Bauer schaupte fort: „O mei, o mei, dös Weibslent! Um Haus und Hof bringen sie oan!... 4 Mark für so an Feß'n Papier! I' hab' guate Lust und schlag' n' Dir a' paar mal n' Kopf! Wo trieg' i' die 4 Mark wieder her, g'rad' jetzt, wo all's so schlecht steht, Himmeldonnerkeil!“

Auf diese Weise fluchte und schimpfte der alte Geiztragen noch eine Weile fort, während sein Weib heulend am Ofen stand. Schließlich legte er immer noch wetternd das Loos in ein Schußfach vom Wandschrank, ging aus der Stube und schlug die Thür dröhnend ins Schloß. Dann nahm er seinen Weg ins Wirthshaus und schmunzelte, so daß ihn seine Frau gar nicht mehr von vorher wieder erkannt hätte. „Dösmal kann's net fehl'n“, sprach er vor sich hin, „g'rad' wie beim Stöckerbauern is bis jetzt all's ganga, und loss'legt hab' i' glaub' i', aa' g'nu, daß es Glück komma muas, ob's will oder net; denn mehr lo' da ander' aa' net sei' Alte z'amma'puht hab'.“

Beim Oberwirth ließ er natürlich nichts von dem Loos verlauten, sondern sprach nur in auffälliger Weise mehr denn je dem Gerstenfasz zu. Auch mit dem Heimgen preßte es ihm diesmal nicht, und es ging schon nahe

auf drei Uhr Morgens, als er schwer beladen seinem Hof zumante.

Ganz gegen seine Gewohnheit lag er um zehn Uhr Vormittags noch im Bett und seine Frau wagte auch nicht, ihn zu wecken. Auf einmal, so gegen Mittag, kam vom nächsten Postamt ein Bote angeradelt und gab am Geshwandnerhof ein Telegramm ab. Jetzt hielt es die Frau doch für nothwendig, ihren Alten aus dem Schlafe zu rütteln. „Sepp, steh' auf, a' Telegramm is komma — s' muß' was Wichtig's sei!“ — Mit einem Sprung war er aus dem Bett, denn er hatte eben von seinem Loos geträumt, und da war auch telegraphirt worden — was, erfuhr er nicht mehr, da eben seine Alte ihn aufweckte.

„Wo is's Telegramm!“ rief er, brach es dann hastig auf und las: „Ihr Loos Nummer 99038 mit dem Haupttreffer 30,000 Mark gezogen.“

Ein Jubelschrei, und der alte Bauer tanzte in Unterhofen im Zimmer umher. „Na, Alte“, meinte er, „ich will Dir Dei' Berechnung von gestern net nachtrag'n, weil d' G'schicht' no' g'rad' n'ausganga is; den' Dir kloß, 30,000 Mark hab'n wir g'monna!“ — „Waas“, stotterte die Frau hervor — „aber doch net mit dem Loos von gestern!“

„Freili“, war die Antwort — „wo mit denn funkt?“

„Jeff Mar'and Joseph“, schrieb da die Geshwandnerin und ließ sich schwer auf dem nächsten Stuhl nieder, „na, dös Unglück, dös Unglück!“

Das war dem Bauern doch zu arg, und er fuhr sie an: „Gans dumme, was is denn da a' Unglück?“

„O mei, o mei“, kam's da stoßweife hervor, „daß i' gestern Abend no' — weil Du halt wegen dene vier Mark so g'fluacht hast — sel Loos — an den Kraama — verkauft hab'.“

Das Donnerwetter, das jetzt der Geshwandner begann, war schon eher ein Orkanwüthen, und die Watsch, die seine Alte fing, war von guter Herkunft. Doch was nützte das alles? — Der Krämer gab selbstverständlich das Loos nicht mehr heraus und stetzte den schönen Gewinn ein.

Aber der Oberwirth hat mit seiner Ansicht vom Glück doch recht g'habt.

Der Vollbart.

Der Vollbart, einst die Zier des Mannes, ist nachgerade fast „unmöglich“ geworden. Er gehört andeistbar der Vergangenheit an. Wer ihn heute noch trägt, beweist zwar Muth und Charakter, kämpft aber für eine verlorene Sache. Er muß ein seines Bartes willen viel erdulden. Boshafte Bekannte verspotten ihn als Wald- und Höhlenmenschen. Er muß sich fragen lassen, ob er demnächst auch Sandalen tragen und als Johannes in die Wüste oder zu den Naturmenschen in die Schweiz gehen werde. Wirklich ist in manchen Kreisen der Vollbart einfach undenkbar geworden. Bei Militär wird er höchstens den zur Uebung eingelegenen Landwehrleuten gestattet, die in ihren Blusen ohnehin keinen Anspruch auf Schönheit erheben. Offiziere können ihn nur vom Hauptmann aufwärts tragen, ohne „angesprochen“ zu werden, warum sie immer einen „Fußbad“ bei sich tragen. Früher war des Königs Kanonier ohne stattlichen Vollbart nicht zu denken. Heutzutage gilt es als nicht schmeibig, zur Uniform den Vollbart zu tragen.

Eigentlich hat der Vollbart eine glänzende Vergangenheit. Könige und Kaiser verschmäheten nicht, seine besondere Form mit ihrem Namen zu schmücken. Der „Henry quarte“ gilt auch heute noch als eine passable Form. Andere markante Formen halten sich so lange, als die gekrönten Häupter regieren, die sie tragen. Zumeist sind diese Formen nur bei älteren Herren zulässig. Der langwallende Barbaroffbart verbietet sich heute schon aus Sicherheitsgründen: sein Träger bleibt damit unbedingt im Schutzhüter der Trambahn hängen oder klemmt ihn zwischen die Thüren. Das Alterthum kannte diese Gefahren des modernen Lebens nicht. Damals war der Vollbart das Symbol der Männlichkeit und vollen Manneswürde. Bei vielen Vätern besah nur der Mann „im Barte“ Sitz und Stimme im Kriegsrathe. Die alten Ahrer stellten ihre Felder, wie an den ausgegrabenen Baudenkmalern zu sehen ist, stets mit sein gekrümmten, edig zugeschnittenen Vollbärten dar. Die berühmten Künstler des Mittelalters malten Samson als den Inbegriff männlicher Kraft und Schönheit nie anders als mit Vollbart. Bei den Germanen wie bei den Deutschen des Mittelalters war es eine schwere Schande, des Bartes beraubt zu werden. Nur der Unfreie war gescheert, Römer und Griechen allerdings, die sich nur eines kümmerlichen Bartwuchses zu erfreuen hatten, machten aus der Noth eine Tugend und distreditirten die Völker mit Vollbart als „Barbaren.“

Verpönter als bei ihnen könnte der Vollbart auch heute gar nicht sein. Am

feindseligsten steht ihm die Damenwelt gegenüber. Was ihr früher als männlich erschien, gilt ihr jetzt als unfein. Ein Mann „mit so viel Haar im Gesicht“ erinnert sie augenscheinlich an den haarigen Urahn, von dem das Menschengeschlecht abstammen soll. Die Damen lassen das auch deutlich genug den Bärtigen fühlen. Besonders kleinen Herren sei gerathen, keinen Vollbart zu tragen, wenn sie den Damen gefallen wollen. Sie erinnern sie sonst an Gnommen und Waldschratte. Ganz und gar verfehlt ist es, wenn jüngere Herren, um älter und den Damen begehrenswerther zu erscheinen, sich einen Vollbart stehen zu lassen. Sie erreichen damit gerade das Gegentheil von dem, was sie wollen. Man möchte verlußt sein, dem Grunde dieser starken Abneigung der Damen gegen den Vollbart tiefer nachzuforschen. Sollte er in einer Art Gedankenverbindung zu stehen sein? Sollte etwas in der Seele der modernen Damen wirken, was gerade bei der Amerikanerin, als dem Inbegriff der weiblichen Prüderie, sich in der heftigsten Abneigung gegen alles Bärtige, ja sogar den Schnurrbart, äußert? Doch es ist gefährlich, solchen Problemen zu tief auf den Grund zu gehen.

Jedenfalls muß der Mann unter dieser weiblichen Abneigung gegen den Vollbart genug leiden. Was es heißt, sich täglich rasiren zu lassen oder selbst rasiren zu müssen, weiß nur, wer es leidet. Wie viel Zeitverlust, wie viel Geldverlust, wie viel unnötig vergossenes Blut, wenn das Messer fehlt geht! Mancher trägt einen Schmiss, den er nur dem Leichtsinne des Friseurs verdankt. Man liefert sich eigentlich jeden Tag ans Messer. Uebrigens haben wir da einen eklatanten Fall von Frauenherrschaft, um so bemerkenswerther, als diese Herrschaft durch kein Gesetz garantiert ist! Viele Ehemänner tragen so gerne einen Vollbart, wenn ihre Frauen es gestatteten. Wie viel Bequemlichkeit opfert da der Mann der Frau zuliebe! Ein Wint von zarter Hand, und der Vollbart fällt unter dem kalten Stahl. Nur in ganz besonderen Ausnahmefällen pflegt eine Dame das Tragen des Vollbarts zu gestatten: wenn ihr Gatte zu jung und sie selbst für ihn zu alt ausstieft.

So bringt die moderne Verfolgung des Vollbarts dem Manne nur Verdruß und Unbequemlichkeit. Der einzige, der aus ihr Nutzen zieht, ist der Friseur, der mit Behagen konstatiert, daß das Rasirabonnement zu Ende und schon wieder ein neues zu lösen ist.

Dr. Ottmar Kub.

Unteruchung.

Zum Stadtrat kommt ein Mann, der sich ohne weiteres der Stiefel und Strümpfe entledigt und sich barfuß auf den Stuhl setzt. „Was wollen Sie denn? Haben Sie böse Füße?“ fragt verblüfft der Arzt.

„Noi, noi, Herr Doktor“, meint der biedere Schwabe, „i will mi als Landpostbot anstella lasse ond do hot der Postdirektor g'moint, i soll mit a' ärztlich's Zeugniß für mei f'üßliche (physische) Tauglichkeit schreiba lasse.“

Stimm auch.

„Sagen Sie mal, wie komme ich hier am besten nach dem Friedhof?“

„Na, wenn Sie todt sind.“

Keine Kühe.

Mutter: „Bier Eier nimmst Du? Das ist ja vielzuviel.“

Jungverheirathete Tochter: „Gar nicht! Von zwei Eiern das Gelbe — von zweien das Weiße.“

Auf der Wirt.

Erster Borsianer (sehr defekt gekleidet): „Nun, was rathen Sie mir zu kaufen?“

Zweiter Borsianer: „Ein Paar neue Stiefeln.“

Viellagend.

„Willst Du nicht die Hochzeitsreise im Luftballon machen?“

„Ist gar nicht mehr nöthig, bin bereits aus den Wolken gefallen.“

Besserung.

Besucher: „Ach — ist der Herr Leutnant noch keiser?“

Burche: „Ne, is wieder ganz jut — konnte heute Morgen schon ganz deutlich „Hornochse“ zu mir sagen!“

Scherzfrage.

Man kann sowohl sagen, „ich habe eine Million“, als, „ich bin Millionär“, sowie, „ich bin Millionenfischer“. Wann gebraucht man nun dies Letztere, und wann sagt man einfach: „Ich habe eine Million?“

Ein böser Mann.

Sie: „Ach, Männe, wenn Du mich mit dem entzückenden Kostüm überlassen wolltest — ich wäre außer mir vor Freude!“

Er: „Nein, meine Liebe, sei lieber ein paar mal außer Dir vor Wuth; das ist für mich zwar weniger angenehm, aber bedeutend billiger.“



Junge Frau: „Ich bin ganz unglücklich! Meinem Mann habe ich gestern zum erstenmal befehlen gegeben!“



... Da haben also an dem Porträt deiner Frau zwei Maler gearbeitet.“

„Na... Wüte mid Gesicht hat ein Porträtmaler und den Hut ein Landschaftler gemalt!“

Erkannt.

Herr (einem Freunde das Bild einer ältlichen, häßlichen Dame zeigend): „Dies ist das Bild meiner Braut. Was sagst Du dazu?“

Freund: „Daß Du sovieler Schulden hast, hätte ich nimmer geglaubt!“

Summarisch.

„Wie geht's der Frau Baronin?“

„D, die hatte vorige Woche eine große Veränderung, die hat ihre Fose, ihren Gatten, ihren Glauben und ihre Haarfarbe gewechselt.“

Kengstlich.

Frau (zu ihrem kranken Mann): „Es wird das beste sein, ich hole einen Arzt.“

Mann: „Weib, willst Du, daß ich um's Leben komme?“

Ballgespräch.

Fraulein: „Kennen Sie die Fragmente“ von Jensen?“

Herr: „O ja! Aber bei uns nennt man's „Jänfellein!““

Unenträglicher Anbia.

Der Freund (zu einem Dichtering): „Dieser herrliche Part muß Dich doch in eine hochpoetische Stimmung versetzen!“

„Ja — wenn die vielen — Papierlörbe nicht wären!“

Das Geburtstagsgeschenk.

Brown war ein sehr unglücklicher Mann. Brown hatte auch eine Frau. Frauen müssen Geburtstagsgeschenke erhalten, und am ersten Geburtstag seiner Frau nach der Hochzeit überreichte er ihr ein herrliches Diamantenhalsband. Dies war nicht so bedacht, als man vielleicht glaubte. Denn jeder Stein in dem Halsband stammte aus dem Leben der Frau Brown dar. Und dies ließ er jeden wissen.

Und an jedem Geburtstage stellte ein neuer Diamant hinzugefügt werden. Und auch dies ließ er die Bekannten wissen. Er hat jetzt schon seit neun Jahren seiner Frau kein Geburtstagsgeschenk zu geben brauchen!

Veruhigt.

Schutzmann: „Sehen Sie denn diese Tafel nicht? — Dieser Weg ist nur für Radfahrer!“

Bassant: „Ich bin Radfahrer.“

Schutzmann: „Oh, — das ist was anderes — pardon!“

Eine Größe.

„Du, heute bin ich in der Zeitung besprochen!“

„So! Wo denn?“

„Im „et cetera“ bin ich einbegriffen!“

Wiederhimmeln.

Schriftsteller (Holz): „Hör' mal, wie schmeißelhaft! Da höre ich eben, wie eine bekannte Dame auf der Reife meinen Roman gelesen hat, und darüber vier Stationen zu weit gefahren ist!“

Freund: „Ach, so fest hat sie geschlafen?“

Bedenklich.

Mutter (zu der jungen Frau Rechtsanwält): „Mit der Praxis Deines Mannes scheint es aber nicht weit her zu sein?“

Tochter: „D, in der ersten Zeit hatten wir eine ganze Menge Klienten... aber jetzt sind sie alle eingesperrt!“

* Eine Zeitschrift für Theaterwesen veranstaltete kürzlich eine Umfrage, die sich auf die Theilnahme der Autoren an den Proben für die Aufführungen ihrer Stücke bezog. Als als Bühnenschriftsteller wie als Theaterleiter gleich erfolgreich umfrage Anlaß gegeben zu der nachstehenden amüsanten Plauderei im „Bühnenschriftsteller“, dem Organ des Bühnenschriftsteller-Verbandes